Das Jüdische Echo

Erscheinungszeit: Jeden Freitag. Bezug: Durch die Postanstalten oder den Verlag. — Bezugspreis: Jährlich: RM. 8.—, halbjährlich: RM. 4.—, vierteljährlich: RM. 2.—. Einzelnummer 20 Rpf. / Verlag, Auslieferung des „Jüdischen Echos“: München, Herzog-Max-Straße Nr. 4.

INHALT:

Anzeigen: Die viergespaltene Millimeter-Zeile: 30 Rpf. / Familien-Anzeigen Ermäßigung / Anzeigen-Annahme: Verlag des Jüdischen Echos, München, Herzog-Max-Straße 4 / Fernsprecher 93099 Postscheck-Konto: München 3987.

Nr. 41 | **München, 12. Oktober 1928** | **15. Jahrgang**

Das „Jüd. Echo“ ist auch zu beziehen durch die Bchhdlg. Niederhuber Zentral-Zeitungsvertr., München, Maximilian-Wurzerstr. 5, Tel. 23363

1928 Wochenkalender 5689

	Oktober	Tischri	Bemerkungen
Sonntag	14	30	ראש חדש יום א׳
		Marcheschw.	
Montag	15	1	ראש חדש יום ב׳
Dienstag	16	2	
Mittwoch	17	3	
Donnerstag	18	4	
Freitag	19	5	
Samstag	20	6	נח

Das Jüdische Echo

Nummer 41 | 12. Oktober | 15. Jahrgang

Gerichtstag

Wenn ein Jude vor einem großen und bedeutsamen, noch dazu nichtjüdischen Forum über „Judentum" spricht, so kann er an sich schon darauf rechnen, daß er nicht nur in diesem Kreise gehört wird; wenn Jakob Wassermann, der bekannte jüdische Dichter, der uns noch unlängst erst mit seiner Darstellung jüdischer Probleme im „Fall Maurizius" aufs tiefste ergriffen hat, das Wort zu diesem Thema nimmt, so hat er ein besonderes Anrecht darauf, auch von der jüdischen Öffentlichkeit beachtet zu werden. Publizität nun ist den Ausführungen Wassermanns, der unlängst in der „Deutschen Vereinigung für staatswissenschaftliche Forschung" in Reichenhall einen Vortrag über „Judentum" gehalten hat, durch die Veröffentlichung in einem großen Berliner Blatt und in der C.-V.-Zeitung in genügendem Maße zuteil geworden, und an Beachtung wird es ihnen sicherlich nicht fehlen, schon deshalb nicht, weil sie in vieler Beziehung merkwürdig und typisch sind.

Zwar hält sich Wassermann selbst nicht eigentlich für legitimiert, über das Judentum zu sprechen, und er beschränkt sich deshalb in dem, was er sagen will, auf das Gebiet seiner persönlichen Erfahrung; er will Aussagen machen über das Judentum als über eine psychologische Situation, und er unternimmt es also „das Bild eines Zustandes zu geben, dessen soziale Elemente aufs engste, ja fast unauflöslich mit Seelischem und Geistigem verknüpft sind und das letztlich nichts anderes sein will als . . . eine Endsumme schmerzlicher und schwerwiegender Erlebnisse . . ."

Wassermann legt zunächst dar, wie und warum er vor einigen Jahren einem sehr ehrlichen und konsequenten deutschen Philosophen und Idealisten, der von ihm die Auswanderung nach Palästina, ja sogar die Führerschaft bei einer großen Auswanderungsbewegung gefordert habe, einen abschlägigen Bescheid erteilte und entwickelt dabei seine Auffassung vom Judentum. Er kommt zu einer völligen Ablehnung des Zionismus. Die Bezeichnung der Juden als Nation ist ihm ein Grundirrtum — merkwürdigerweise aber, und das ist für die Unsicherheit und Unlogik Wassermanns symptomatisch, verwendet er trotz wiederholter Polemik gegen diese Bezeichnung der Juden als Nation den Ausdruck an anderer Stelle selbst: „Das Schicksal der Nation, ihre Vereinzelung unter fremden Nationen, . . ." — die Juden sind ihm eine Summe von Individuen, ihre ‚weltgeschichtliche Mission' würde zu Ende sein, wenn sie wieder als Nation gelten und anerkannt würden. In einem ‚visionären Wissen' vom Gang der Völkergeschichte und Geschicke, das er sich offenbar selbst zuschreibt, glaubt Wassermann, daß es minder verhängnisvoll für das Schicksal der Kulturmenschheit sei, wenn man die Juden totschlage, austreibe, ihren Namen von der Tafel der Geschichte lösche, als wenn sie selber sich aus der Rolle ausschalteten, die sie durch unerforschliche Berufung bisher in der Welt gespielt haben.

Über diese Rolle der Juden in der Weltgeschichte, über ihre „Mission" hätte man von Wassermann gerne mehr gehört. Besonders wünschte man zu erfahren, mit welchen Mitteln sie heute diese Mission erfüllen können, die ganz vage als Nomadentum, als Verkündertum, Botenschaft, Vermittlertum definiert wird; man hätte gerne gehört, welche Erfolge sie in der Erfüllung dieser Mission bisher aufzuweisen haben und wie es sich in Zukunft damit verhalten wird. Leider aber schweigt Wassermann darüber, und er beginnt von sich selbst zu reden. Man durfte nun wohl erwarten, wenigstens etwas über seine persönliche Einreihung in diesen großen geschichtlichen Prozeß, über seine ureigene jüdische „Botenschaft" zu hören, aber was erfährt man?

Nichts anderes, als daß für Wassermann, nachdem er sich ein ganzes Leben lang mit dem Problem herumgeschlagen, es von allen Seiten betrachtet, von allen Seiten durchleuchtet, seine Schmerzen und Verstrickungen bis an die Grenze des Ertragbaren gespürt hat, nachdem er, wie er selbst zugibt, mehr aus äußerlichen, aus Stolz und Anstandsgründen noch einmal öffentlich die Zugehörigkeit zum Judentum festgestellt hatte, dieses Judesein keine Gültigkeit mehr hat. „Dieses Judesein, wie es in der allgemeinen Auffassung bestand", schränkt er ein. Es ist nicht klar, was an dieser Stelle Wassermann unter der allgemeinen Auffassung vom Judentum versteht, aber das ist auch verhältnismäßig gleichgültig, und es bleibt nur übrig, mit Bedauern zu konstatieren, daß Wassermann tatsächlich seine innere Loslösung vom Judentum vollständig vollzogen hat, auch wenn er sich gegen den Vorwurf der „billigen Losschraubung" verwahrt.

Die Verteidigung des Rechts auf die deutsche Heimat, die sich daran anschließt, hätte man in solch völliger Inkonsequenz und Verwischung des Problems von dem konstruktiven Denker und Gestalter, von dem Psychologen Wassermann nicht erwartet! „Hat irgend wer in der Welt das Recht, mich, mein Bewußtsein, meine Form um siebenhundert oder tausend Jahre zurückzuwerfen, auszulöschen, was durch die Sprache geschlechterlang in mich geflossen ist, durch die Landschaft, durch die Geschichte, durch die Kunst, durch das stumme Miterleben Jahrhundert um Jahrhundert?" ruft er pathetisch aus, um sofort danach zugeben zu müssen, daß bis um das Jahr 1850 der größte Teil der deutschen Juden sich noch in „mittelalterlicher Zwangshaft" befand, daß ihnen Mitleben und Mitschaffen versagt worden war, also gerade das, was er vorher für ein ganzes Jahrtausend seiner Vorgeschichte in Anspruch nimmt. Und wenn er sagt: „Ich kenne nur Menschen, ich weiß nur von einzelnen Menschen," so kennt das Erstaunen darüber, daß nach einer ungeheueren Ent-

wicklung der Soziologie, der Wissenschaft der Gruppenerscheinungen in der menschlichen Gesellschaft, nach einer so eingehenden Darstellung des Antisemitismus als Gruppenaffekt, wie sie Arnold Zweig in seinem „Caliban" gegeben hat, gerade Wassermann, der Schilderer kompliziertester Seelenvorgänge, sich mit derart naiven Formeln zufrieden geben, seine Augen vor der Wirklichkeit verschließen möchte, keine Grenzen mehr. Es kann nach alledem nicht wundernehmen, daß Wassermann die ganze Frage nur unter seinem spezifisch deutsch-jüdischen vom Antisemitismus determinierten Gesichtswinkel sieht, daß er von der Existenz eines jüdischen Problems außerhalb Deutschlands nichts zu wissen scheint und daß er absichtlich die Gewalt und Schnelligkeit des Assimilationsprozesses vergessen möchte, dem augenblicklich die Juden unterworfen sind und der mit geradezu naturnotwendiger Bedingtheit die „weltgeschichtliche Mission" des Judentums beendigen muß, wenn ihm nicht Einhalt geboten wird — mit größerer Wahrscheinlichkeit jedenfalls, als die Wiederaufrichtung einer jüdischen Nation das bewirken kann.

Aber es ist kein Zweifel mehr — Wassermann dessen ehrliches und aufrichtiges Ringen um die Wahrheit anerkannt werden muß, vermag aus vielen Gründen das jüdische Problem eben nicht richtig zu sehen und er schildert, das erkennt man, sich selbst, wenn er schreibt: „Eine beinahe tragische Schwierigkeit sozialer und geistiger Art entsteht für diejenigen Juden, die sich in die europäische Kultur eingelebt haben oder sogar an ihr tätig mitarbeiten ohne doch imstande zu sein, völlig ein Gefühl in sich zu bekämpfen, das ich die Stammeserinnerung nennen möchte und das, auch bei sonstiger humaner Lebensgestaltung sehr häufig als verkrampftes Ressentiment in der Seele verbleibt." Auch Wassermann bringt es nicht fertig über dieses Ressentiment zu siegen und es in freier Menschlichkeit aufzulösen, er so wenig wie Heine, so wenig wie Rathenau, von dem es eben jetzt wieder sein neuester Biograph, Graf Kessler mit aller Deutlichkeit gezeigt hat. Wie wenig indessen auch diese Lösung, die nach Wassermann nicht nur einen entschlossenen Gerechtigkeitswillen sondern auch „die Einsamkeit einer selbstseienden Persönlichkeit" erfordert, in Wirklichkeit eine Lösung bedeuten könnte, wie fragwürdig der Wert dieser „Einsamkeit der selbstseienden Persönlichkeit" im Grunde ist, das zeigt wiederum niemand klarer als Wassermann selbst: „Wenn einer bloß auf sich selbst steht, steht er auf nichts." Wassermann steht auf nichts und er hat sich selbst gezeichnet, wenn er schreibt: „Sich von der Vergangenheit abzuschneiden ist das krampfhafte Bestreben des auf sich gestellten Juden, gerade weil ihm Erziehung, Milieu und vielfach Verpflichtung äußerlich, wie innerlich noch an die Vergangenheit binden".

Dichten heißt nach einem schönen Worte Ibsens Gerichtstag über sich selbst halten. Der Dichter Wassermann hat in seinen Ausführungen über das Judentum, in denen er das Fazit seiner langen Erfahrungen ziehen möchte, zwar keine Dichtung gegeben, aber er hat vielleicht wider Willen und aus seinem dichterischen Gefühl heraus Gerichtstag gehalten über sich selbst: indem er versucht hat seine persönliche Lösung des jüdischen Problems als die richtige darzustellen, hat er klar bewiesen, daß gerade sie keine Lösung ist, weder eine individuelle noch eine allgemeingültige, hat er die Haltung, die er selbst zur jüdischen Frage einnimmt, auf das schärfste verurteilt. Wassermanns Bekenntnis ist so auch ein Schuldbekenntnis und uns will scheinen, daß er erst dann sich selbst aus der jüdischen Verstrickung befreien kann, wenn er neu und freiwillig sich wiederum an das Judentum bindet — an das nationale Judentum, dessen Regenerationsbestrebungen ja an sich schon einen schlagenden Beweis gegen alle Wassermannschen Theorien darstellen.

*

Wenn in dieser Auseinandersetzung die Ehrlichkeit und der gute Wille Wassermanns ausdrücklich anerkannt werden, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß sich in Wassermanns Ausführungen ein Satz findet, der zu schärfstem Widerspruch und zwar von jeder jüdischen Haltung aus herausfordert — ein Satz, den Wassermann nicht hätte schreiben sollen und den er, wäre er sich seiner Verantwortung voll bewußt geblieben, auch nicht hätte schreiben dürfen. Um die Unehrlichkeit und Gehässigkeit des Antisemitismus zu kennzeichnen, war es nicht nötig zwischen dem bodenständigen deutschen Judentum und dem fremden zugewanderten zu unterscheiden und noch weniger mußte es in dieser Form geschehen: „Kriegs- und Nachkriegsjahre haben vielerlei Unrat und Unflat an die Oberfläche der Gewässer getrieben; unter anderem auch jüdisches Händler-, Schieber- und Spekulantentum sowie die Scharen halbbarbarischer, lebensgieriger, beutegieriger, aber von einem ganzbarbarischen Autokratismus generationenlang in Ghettowildnis gefangen gewesener und infolge des Krieges unglücklicherweise auf Deutschland als auf das Land der europäischen Mitte losgelassener polnischer und russischer Juden". Wassermann sollte wissen,

daß seine eigenen Vorfahren noch vor 100 oder 150 Jahren so behandelt, so verachtet wurden, und seine deutsch-jüdischen Zeitgenossen von bestimmten Kreisen nicht weniger — wie er diese „trüben Elemente", diese „losgelassenen polnischen und russichen Juden" verachtet; er sollte wissen, daß keine „Scharen" von Ostjuden nach Deutschland eingewandert sind und es ist unverzeihlich, daß ihm die Kultur dieser „Halbbarbaren" unbekannt ist. Über diesen Gegenstand wäre wohl noch vieles zu sagen; wir wollen jedoch uns und Wassermann die Schande ersparen, weitere Kommentare dazu zu geben und möchten nur hoffen, daß er bald Gelegenheit nehmen wird, sich über diese „Halbbarbaren", von denen er sich so verachtungsvoll wegwendet, zu unterrichten — vielleicht wird er dabei eine große innere Verwandtschaft mit ihnen und ihrem Geschick entdecken und möglicherweise die Revisionsbedürftigkeit seiner jüdischen Anschauungen in ihrem ganzen Ausmaß kennen lernen. I. E.

Jüdische Emigranten in Argentinien

Von Dr. M. Kreinin

Der Autor hat Südamerika zwecks Studium der Einwanderungsmöglichkeiten für Juden bereist. Aus seinem umfassenden Referat sind hier Bemerkungen über die jüdischen Emigranten in Argentinien sowie ein Resümee des in Buenos Aires abgehaltenen Emigrationskongresses veröffentlicht. (Red.)

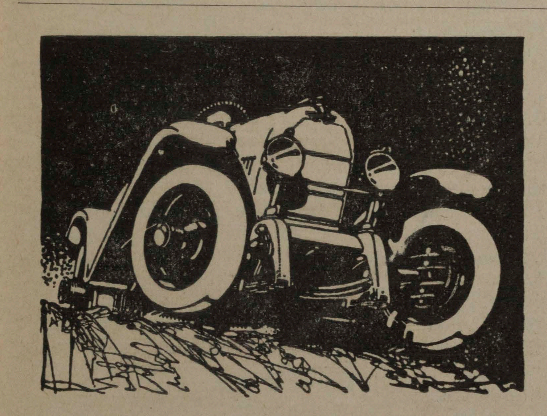
Argentinien sowie alle anderen Länder Südamerikas gehören zu den Staaten, deren Entwicklung in der Zukunft liegt. Augenblicklich ist Argentinien ein überwiegend agrarisches Land; die Industrie befindet sich in ihren Anfängen.

Die Bevölkerung Argentiniens zählte im Jahre 1927 10 087 118 Einwohner, die Bevölkerungsdichte betrug somit 3,5 Einwohner pro Quadratkilometer (in Deutschland 126, in England 192, in Belgien 252). Der natürliche Zuwachs der Bevölkerung beträgt 18,1 Prozent, die Sterblichkeit 15 Prozent. Es wurde von verschiedenen Autoritäten errechnet, daß Argentinien Platz für 150 Millionen bietet.

Die Zahl der jüdischen Bevölkerung in Argentinien wird auf 200 000 geschätzt, wovon etwa 100 000 in Buneos Aires leben. 5744 Familien, insgesamt 33 084 Personen, bewohnten im Januar 1928 die jüdischen Kolonien und die sie umgebenden Kleinstädte. Als Kolonisten sind 19 732 beschäftigt und 13 352 waren in den Kolonien als Handwerker, Lohnarbeiter, Lehrer, Angestellte in den Genossenschaften und Kreditkassen tätig. Der Rest wohnte in den übrigen Provinzen Argentiniens. (Rosario: etwa 5000 Personen; Santa Fé: etwa 500 Familien; Cordoba, Concordia usw. je einige Hundert Familien.)

In den Jahren 1901 bis 1925 sind 3 576 739 Personen nach Argentinien eingewandert. Ausgewandert sind in derselben Zeit 1 818 136 Personen. Im Lande blieben zurück 1 758 603. Mit anderen Worten sind nur 41,7 Prozent der Einwanderer im Lande geblieben. Die übergroße Zahl der Rückwanderer ist auf die Saisonwandererung der Italiener und Spanier zurückzuführen. Diese zeitweilige Zuwanderung ist im steten Fallen begriffen, hauptsächlich infolge der Einführung von modernen Maschinen in der Landwirtschaft, die es erlauben, während der Erntezeit eine größere Zahl von Saisonarbeitern zu entbehren.

Was die jüdische Einwanderung betrifft, so kann man mehr oder weniger zuverlässige Zahlen erst seit 1920 feststellen, wo in der offiziellen Statistik die Einteilung nach Religionen eingeführt wurde. Allerdings dürfte die Zahl der eingewanderten Juden höher als die statistisch nachweisbare sein, da schon die Durchsicht der Namen unter der Rubrik "Konfessionslose" auffallend viel jüdische Namen enthält. Es sind in den Jahren 1920 bis 1927 54 848 Juden nach Argentinien eingewandert, und die höchste Zahl dürfte im Jahre 1923 mit 13 700 jüdischen Einwanderern erreicht worden sein. Von 1923 bis 1927 betrug der jährliche Durchschnitt etwa 7000 jüdische Einwanderer, im letzten Jahre sind nur 5584 eingewandert, von denen aus Polen allein 3742 kamen. Nach den Zahlen der letzten Monate des laufenden Jahres zu urteilen, dürfte die jüdische Einwanderung im Jahre 1928 jedenfalls nicht unter der vorjährigen stehen. Diese Zahl von 5 bis 6000 jüdischen Einwanderern jährlich muß allerdings für Argentinien als sehr niedrig bezeichnet werden. Über die Ursachen dieser Verminderung der jüdischen Einwanderung der letzten Jahre herrschen in Argentinien verschiedene Ansichten, die sich aber zum größten Teil als nicht gerechtfertigt erwiesen haben. So z. B. ist in den jüdischen Kreisen das Schlagwort „Krise" populär. Man muß aber diesen Begriff, wenn er auf Argentinien angewandt werden soll, relativ nehmen, denn es besteht zwar eine gewisse Depression in der landwirtschaftlichen Produktion, hauptsächlich deswegen, weil Deutschland immer weniger landwirtschaftliche Produkte aus Argentinien einführt, und man ist



deswegen gezwungen, sich nach einem neuen Absatzmarkt umzusehen oder sich den veränderten Umständen anzupassen.

Dies kann aber keineswegs als eine durchgreifende ökonomische Krise im europäischen Sinne des Wortes bezeichnet werden.

Auch die Finanzlage des Landes wird von dieser ökonomischen Krise überhaupt nicht berührt. Desgleichen wirkt sich diese sogenannte Krise in Handel und Handwerk kaum aus. Was die einheimischen kleinen Industrien betrifft, so werden sie sogar im Gegenteil durch diese Verhältnisse zu einer weiteren Entwicklung angespornt. Und gerade diese Gebiete des Handels, des Handwerks und der kleinen einheimischen Industrie sind doch für die jüdischen Einwanderer von besonderer Wichtigkeit. Man beklagt sich in Argentinien öfters über die ungünstige professionelle Struktur der jüdischen Immigration, da der Prozentsatz der produktiven Elemente gegenüber den Handelselementen kleiner ist. Es wird gegen das „Hausierertum" plädiert. Wir konnten aber konstatieren, daß gerade in Argentinien diese Angelegenheit nicht mehr so tragisch genommen werden darf, da sich inzwischen eine bedeutende Entwicklung in den Handelsmethoden vollzogen hat und die früheren Hausierer in den großen Genossenschaften organisiert sind, die bald eigene Warenhäuser größten Stils schaffen werden. Eine dieser Genossenschaften hat schon jetzt Millionen Umsatz, und die Mitglieder dieser Genossenschaft

sind somit keine Hausierer mehr, sondern Kaufleute im europäischen Sinne. Gewiß handelt es sich hier nur um eine Entwicklungstendenz, die sich, nebenbei bemerkt, nur in Argentinien (aber noch nicht in Brasilien und Uruguay) durchgesetzt hat. Daß dies aber überhaupt möglich war, halten wir für ein Symptom der gesunden Entwicklung, wie sie schließlich auch vor Jahrzehnten in den Vereinigten Staaten vor sich gegangen ist. Schließlich wird ein Einwand, der in allen Einwanderungsländern gebräuchlich ist, erhoben, daß die Zuwanderung von Arbeiterelementen aus Europa die Löhne der einheimischen Arbeiter drücke. Aber Arbeitslohn und die Arbeitsbedingungen bei den einheimischen wie bei den italienischen Arbeitern sind ohnehin so niedrig, daß ein jüdischer Arbeiter gar nicht in der Lage ist, den Argentinier oder den Italiener zu unterbieten. Der jüdische Lohnarbeiter ist einfach nicht imstande, mit dem einheimischen Arbeiter zu konkurieren, da er weder die physische Kraft besitzt, noch ein so anspruchsloses Leben führen kann. Wie traurig es auch sein mag, muß doch zugegeben werden, daß auch die jüdischen Kolonisten eben aus diesem Grunde keine jüdischen Arbeiter einstellen. Es kann deswegen keine Rede davon sein, daß der eingewanderte jüdische Arbeiter als Streikbrecher oder als Lohndrücker wirkt. Im Gegenteil ist der jüdische Arbeiter gezwungen, sich sofort dem Kampf für bessere Löhne und Lebensbedingungen anzuschließen, um überhaupt seine Existenz fristen zu können.

Die jüdischen Kreise in Argentinien, die eine positive Stellung zur Einwanderung einnehmen, vertreten den Standpunkt, daß man nur von einer landwirtschaftlichen Einwanderung sprechen kann und rücken deswegen das Problem der weiteren Kolonisierung seitens der ICA in den Vordergrund des ganzen Einwanderungsproblems. Es bestehen somit verschiedene Ansichten in bezug auf die jüdische Einwanderung. Die Aufgabe des Ersten jüdischen Immigrationskongresses war es, ein einheitliches Arbeitsprogramm auf dem Gebiete der Immigration zu schaffen und sämtliche Kreise des argentinischen Judentums zu dieser Arbeit heranzuziehen.

Der Kongreß hat auch diese Aufgabe gelöst. Die wichtigsten Ergebnisse des Kongresses sind: 1. Der Beschluß, einen Immigrationsfonds in Höhe von 25 000 Pesos zu schaffen. 2. Die Reorganisierung des Immigrationsschutzvereins in Buenos Aires und der Subkomitees in der Provinz. 3. Festsetzung eines Jahresbudgets für den Immigrationsschutzverein. Alle diese Maßnahmen sind von hervorragender Bedeutung für die Entwicklung der Immigrationstätigkeit in Argentinien. Das argentinische Judentum, das nunmehr ein klares Arbeitsprogramm auf diesem Arbeitsgebiete hatte, entschloß sich, auch finanziell mitzuarbeiten, was der ganzen Frage eine entscheidende Wendung gibt.

Um die Klagemauer

Die historischen und rechtlichen Verhältnisse an der Klagemauer

Berlin, 3. Oktober. (JTA.) In einem Gespräch mit dem Vertreter der Jüdischen Telegraphen-Agentur äußerte sich der auf der Durchreise in Berlin weilende Vize-Bürgermeister von Jerusalem und Präsident des Waad Leumi, Professor David Yellin, über die historischen und rechtlichen Verhältnisse an der westlichen Tempelmauer (Klagemauer) von Jerusalem.

Professor Yellin begann mit dem Hinweis auf die biblische Erzählung, daß an dem Salomonischen Tempel 150 000 Juden gearbeitet haben. Auch der Tempel des Herodes war jüdisches Werk. Die westliche Tempelmauer bildet den Rest der jüdischen Denkmäler in Palästina. Sogar zur Zeit des Königs Hadrian, der den Heidendienst einführte, war es den Juden erlaubt, einmal im Jahre bei der Tempelmauer zu weilen, zu beten und zu klagen. Seit Jahrtausenden also haben die Juden dieses Recht auf das einzige authentische Monument aus der Zeit ihrer nationalen Staatlichkeit. Professor Yellin erinnerte an das Talmudwort: „Meolam lo sasa ha'schechina mi kothel hamaarawi" (seit Ewigkeiten entfernte sich die Schechina nicht von der Westmauer).

Vor ungefähr 40 Jahren, als der Platz vor der Tempelmauer, der auch als Straße dient (verbriefte Grundbesitzrechte auf den Platz haben die Muselmanen nicht), in einem sehr desolaten Zustande war, haben allein die Juden den Platz neu gepflastert: aus eigenen Mitteln und durch eigene Arbeit. Kein Muselman hatte damals etwas dagegen einzuwenden. Ich als geborener Palästiner (schon die Eltern Yellins waren in Jerusalem geboren), erinnere mich sehr genau an diese Tatsache. Dann kam eine Zeit, wo die in schmutzigen Ruinen vor der Klagemauer hausenden Araber geneigt waren, ihren ganzen Grundbesitz zu verkaufen. Da aber der Boden Wakf-Boden (der moslemitischen Kirche gehörig) ist, konnte ein Besitzwechsel nur im Wege eines Boden-Austausches geschehen. Die moslemitischen Anwohner hätten neuen Boden und neue Häuser für ihre alten Ruinen erhalten. Als Baron Edmund de Rothschild zum ersten Male in Jerusalem weilte, nahmen diese Verhandlungen einen günstigen Verlauf; aber unabhängig von den Moslemiten hatten sie sich später zerschlagen.

Seit sich nun der übrigens erst seit sechs Jahren existierende Moslem Supreme Council in die Sache einmischte, wird die Lage kompliziert. Jeder kleinste Renovierungsversuch seitens der Juden wird gestört. Die Stühle, die sich die alten Leute mitbrachten, um in den Gebetspausen auszuruhen, mußten entfernt werden, obwohl das Benutzen der Stühle von altersher Brauch war, wie dies auf alten Bildern und Photographien zu sehen ist.

Professor Yellin fuhr fort: Die Christen haben ihre Grabeskirche, die Mohammedaner ihr religiöses Heiligtum, die Juden haben nur ihre Klagemauer, vor der sie beten. Dieses Heiligtum wird umgrenzt von schmutzigen alten Häusern, man kommt dahin durch enge, schmutzige Gassen, durch die die Mohammedaner, um zu schikanieren, gerade in der Gebet- und Besuchszeit Esel mit schmutzigen Lasten traben lassen. Die Hygiene-Verhältnisse sind furchtbar. Welchen Eindruck muß der Tourist gewinnen, der das jüdische Denkmal sehen will. Durch einen Austausch der umliegenden Ruinen gegen bessere Wohnhäuser würden die Mohammedaner gewinnen, die baufälligen Häuser der Umgegend der Mauer würden abgetragen werden, so daß der Platz der ganzen Welt offen bleiben würde. Schon König Salomo erwähnte, daß der Tempel allen Völkern der Welt offen stehen soll.

Es ist nicht nur Sache der Juden, schloß Professor Yellin, sondern die der ganzen zivilisierten Welt, die einen Sinn für Monumente von Religion und Geschichte hat, daß diesen skandalösen Zuständen ein Ende gemacht wird. Als es hieß, daß der alte jüdische Friedhof in Prag der städtischen Assanierung zum Opfer fallen soll, da hat der internationale Verein zur Erhaltung historischer Denkmäler protestiert; wäre es nicht am Platze, daß auch hier die internationalen Kreise, die ein Interesse an Monumenten der Geschichte haben, eingreifen?

Entfernung des Oraun Kaudesch vor der Klagemauer

Jerusalem, 2. Oktober. (JTA.) Die Palästina-Regierung hat auf Grund eines ihr von dem Mufti von Jerusalem im Namen des Moslemitischen Obersten Rates überreichten Protestes die Entfernung der Thoralade (Oraun Kaudesch), der vor der westlichen Tempelmauer stand, angeordnet. Es verlautet, daß sich die Regierung vor der Entfernung des Oraun Kaudesch mit Colonel Kisch, dem Leiter der palästinischen Zionistischen Exekutive, ins Benehmen gesetzt hat.

Während des Gottesdienstes an der Klagemauer am 30. September haben die Araber die jüdischen Andächtigen mit Steinen beworfen. Zwei Araber wurden von der Polizei verhaftet.

Gerichtliches Nachspiel der Vorfälle an der Klagemauer

Jerusalem, 4. Oktober. (JTA.) Die Vorkommnisse an der Klagemauer zu Jerusalem am Versöhnungstage werden ein gerichtliches Nachspiel haben. Zwei Frauen, eine von ihnen ist Amerikanerin, die beide von der Polizei bei der Ak-

tion der Entfernung des Wandschirms beleidigt und geschlagen wurden, haben gegen die schuldigen Polizisten Klage bei Gericht eingereicht.

Jüdische und moslemitische Straßenkundgebungen verboten

Jerusalem, 3. Oktober. (JTA.) In Anbetracht der im Zusammenhang mit den Vorfällen an der Klagemauer am Jom Kippur herrschenden Stimmung hat die Regierung jede Art von Kundgebungen auf den Straßen verboten. Unter Hinweis auf dieses Verbot hat der Distrikts-Kommissar von Jerusalem, Major Keith Roach, das Ansuchen der der Agudas Jisroel nahestehenden orthodoxen Gemeindeorganisation, am Hoschanah Rabbah den traditionellen Umzug an der Tempelmauer unter Führung des greisen Rabbi Sonnenfeld abhalten zu dürfen, abschlägig beschieden. Der Distriktskommissar wies bei dieser Gelegenheit darauf hin, daß er eben erst eine geplante moslemitische Straßenkundgebung verboten habe.

Der Oberste Rat der Moslemiten besteht auf einer Status-quo-Erklärung der Regierung

Jerusalem, 9. Oktober. (JTA.) Die Mitglieder des Obersten Rates der Moslemiten besuchten den stellvertretenden Oberkommissar für Palästina, Herrn H. C. Luke, und ersuchten ihn, eine Erklärung der Regierung zu veröffentlichen, wonach der Status quo an der Klagemauer gegenüber den jüdischen Ansprüchen gewahrt werden wird.

In Jerusalem sind Abordnungen arabischer Gemeinschaften aus Palästina und Transjordanien eingetroffen, die beim Obersten Rat der Moslemiten vorsprachen und ihn aufforderten, eine Status-quo-Erklärung der Regierung bezüglich der Klagemauer durchzusetzen.

Interpellation im britischen Parlament

London, 2. Oktober. (JTA.) Oberstleutnant Kenworthy, Mitglied des Unterhauses, hat eine Interpellation im Unterhaus über die Vorgänge an der Klagemauer am Jom Kippur angekündigt. Kenworthy teilte der JTA. mit, daß er dem Unterhause die skandalöse Behandlung der betenden Juden durch die Jerusalemer Polizei schildern und fordern wird, daß Maßnahmen getroffen werden, die eine Wiederholung solcher Vorkommnisse ausschließen.

Sensationelle Ritualmordaffäre in Amerika

Neuyork, 3. Oktober. (JTA.) Das 5000 Einwohner zählende Städtchen Massena im Staate Neuyork, das am St.-Lewrence-Fluß in der Nähe der kanadischen Grenze liegt, war in diesen Tagen der Schauplatz eines Ritualmord-Tumultes, wie er bisher nur in rückschrittlichen Gegenden Osteuropas möglich war. Zwei Tage vor Jom Kippur war das vierjährige christliche Mädchen Barbara Griffith aus Massena verschwunden. Sofort verbreitete sich das Gerücht, daß die Juden das Kind geraubt haben, um an ihm einen Ritualmord zu begehen. Die neunzehn jüdischen Familien der Stadt verlebten zwei Tage in Schrecken, ihr Leben war bedroht. Der Bürgermeister und die Polizei von Massena gaben dem Gerüchte noch Nahrung, als sie den Rabbiner des Ortes ins Polizeiamt luden und ihn befragten, ob es wahr sei, daß Juden in Europa Menschenopfer für ihre heiligen Feste brauchen. Der Rabbiner protestierte voller Entrüstung gegen die Stellung einer solchen Frage.

Am nächsten Tage wurde das vermißte Kind im Walde in der Nähe der Stadt gefunden; es sagte aus, daß es sich verirrt habe und dann eingeschlafen sei. Der Bürgermeister und der Polizeikorporal haben sich bei der jüdischen Gemeinde von Massena entschuldigt, die Gemeinde weigerte sich aber die Entschuldigung entgegenzunehmen. Sie übergab die Angelegenheit zur weiteren Verfolgung Herrn Louis Marshall, dem Präsidenten des American Jewish Committée. Louis Marshall sandte ein Schreiben an den Bürgermeister von Massena und forderte ihn auf, sich in aller Öffentlichkeit wegen der Beleidigung und Kränkung der jüdischen Einwohner seiner Stadt zu entschuldigen oder zurückzutreten. Sollte er weder das eine noch das andere tun, so werde er, Marshall, beim Neuyorker Obersten Gerichte beantragen, gegen den Bürgermeister ein Verfahren mit dem Ziele seiner Amtsenthebung zu beantragen.

Literarische Beilage

Jahrhunderte, die fehlen

Zu Paul Rießlers „Altjüdisches Schrifttum außerhalb der Bibel“. Dr. Benno Filser Verlag, G. m. b. H., Augsburg 1928

Man mag die Abfassungszeit des jüngsten Werkes innerhalb des biblischen Kanons noch so spät im 2. Jahrhundert vor der gewöhnlichen Zeitrechnung ansetzen und umgekehrt im Talmud, wie er uns heute vorliegt, bemüht sein, noch so alte Schichten aufzuspüren — es fehlen uns Jahrhunderte, Jahrhunderte, aus denen uns kein unmittelbares jüdisches literarisches Denkmal (außer den Makkabäerbüchern) überliefert ist. Kann der Geist eines Volkes so lange unfruchtbar gewesen sein? Und selbst wenn eine solche Möglichkeit an und für sich bejaht würde, so beweist die Kompliziertheit des Talmuds, daß ihm eine unendlich lange Entwicklungszeit vorangegangen sein muß, die eben in jene unbekannten Jahrhunderte hineinfällt. Abgesehen von diesem untrüglichen literarhistorischen Beweis gab es eine Fülle grundlegender politischer, wirtschaftlicher und religiöser Vorgänge und man kann sich einfach nicht vorstellen, daß diese nicht irgendwie ihren künstlerischen Ausdruck gefunden haben. Die Diaspora entstand, in Palästina selbst verlor das Judentum gegenüber den zahlreichen Sekten immer mehr an Boden, bis es zur Entstehung des Christentums kam, die Römer stießen vor, um endlich im Jahre 70 Jerusalem zu erobern, in Jawneh beginnt die geistige Neuaufrichtung eines entwaffneten Volkes — und wir wissen wenig oder nichts davon, wie diese wiederholten Niederbrüche und Anfänge auf die Gemüter der jüdischen Masse wirkten.

Es gibt freilich mehr Überreste, als in jüdischen Kreisen bekannt zu sein pflegt. Die Vorherrschaft der talmudischen Geisteseinstellung hat vieles vergessen lassen oder sogar bewußt vernichtet, was aus den chaotischen Kämpfen jener Tage übrig geblieben war. Daher erklärt sich, daß selbst heute noch eine Reihe jüdischer Schriften, die ein Bindeglied zwischen Bibel und Talmud bilden, nur von der jüdischen Fachwissenschaft, nicht aber von den jüdischen Gebildeten schlechthin beachtet werden. Die Unpopularität beruht z. T. auf der sprachlichen Form, in der diese Schriften überliefert sind und auf der Tatsache, daß viele Fragmente in christlichem oder heidnischem Gewand erscheinen. Doch wird der jüdische Grundcharakter keineswegs hiervon zurückgedrängt und durch Übersetzungen waren schon lange die sprachlichen Schwierigkeiten beseitigt.

Es ist nun besonders zu begrüßen, daß nach den Ausgaben Cowleys und Kautzschs eine neue und reichhaltigere Sammlung dieser sogenannten pseudepigraphischen und apokryphen Schriften erscheint, die eine ganze Reihe von Vorzügen hat und in weitesten jüdischen Kreisen verbreitet zu werden verdient. Paul Rießler vermeidet die von Schürer getroffene Gruppierung in palästinisch-jüdische, d. h. pharisäische, und in jüdisch-hellenistische Literatur, da sich der Herkunftsort der einzelnen Autoren, die sich gerne hinter den Namen der alten Autoritäten verbergen, und ihre religiöse Sektenzugehörigkeit nicht immer feststellen lassen. So wird uns in bunter Abwechslung altjüdisches Schrifttum vorgelegt vom Achtzehngebet an, das durch seine Einreihung in diese Schriften als Produkt seiner Zeit neu verständlich wird, über Apokalypsen, die sich an alle möglichen ehrwürdigen Bibelgestalten, wie Abraham, Moses, Beruch usw. anknüpfen, bis zu Schriften, die sich mehr Erfolg versprechen, wenn sie sich als Werke griechischer Philosophen, Historiker und Dichter wie Aristobul, Aristeas, Eupolemos und Orpheus ausgeben. Hervorgehoben sei noch das einzigartige Exodusdrama des Ezechiel, in dem der Mysterientypus des Mittelalters vorweggenommen zu sein scheint, das Henochbuch mit seinen seltsamen Visionen, die biblischen Erzählungen des Pseudophilo, die Psalmen Salomons mit ihren Römergesängen, die jüdischen Sybillenbücher, wo im Namen der heidnischen Prophetin jüdische Propaganda getrieben wird und eine neue Darbietung der „Sprüche der Väter“.

So sehr diese Schriften als solche Interesse beanspruchen, so sehr gewinnen sie durch die dichterisch wertvolle Übersetzung und künstlerische Ausstattung des Rießlerschen Buches. Erläuterungen führen denjenigen in die Literatur ein, der auf Grund der Lektüre der Texte sich in die mit ihnen verbundenen Probleme vertiefen will. Da es sich um Fragen handelt, die in ihren Konsequenzen heute noch aktuell sind, sollten recht viele sich von Rießler auf diesem Weg führen lassen.

Bgr.

„Juden und Halbjuden“

Das neue Buch von André Spire

Von J. Milbauer (Paris)

André Spire, der gute französische Dichter und begeisterte Zionist, beging vor einiger Zeit seinen 60. Geburtstag. Nachstehend veröffentlichen wir aus diesem Anlaß eine Würdigung des jüngsten Werkes André Spires.

(Red.)

In der letzten Zeit habe ich den Umfang meiner der jüdischen Frage gewidmeten Bibliothek sehr erweitern müssen. Wenn alle Bücher, die ich jetzt dort untergestellt habe, von gleichem Wert wären wie die, mit denen ich mich heute beschäftigen will, so würde ich es nicht zu beklagen haben. Aber dem ist nicht so, und wenn ich Werke behalte, deren Platz eigentlich woanders als in einer Bibliothek wäre, so deshalb, um später einmal der Generation von morgen sagen zu können: „Das hier druckte man zu meiner Jugendzeit über das Judentum, als die jüdische Frage an allen Ecken der Welt von mehr oder weniger geschickten Kaufleuten hinter den Ladentischen besprochen wurde.“

„Juden und Halbjuden“ ist der Titel des letzten Werkes von André Spire, dem Verfasser der „Versuchungen“, der „Lieferanten“, von „Samael“ und von einigen anderen Dichterwerken, die die französische Dichtkunst mit einem neuen Gedankeninhalt bereichert haben. Dieses Werk setzt sich aus zwei Bänden zusammen. Der erste ist drei Juden gewidmet: Israel Zangwill, Otto Weininger und James Darmstetter.

Eine Frage erhebt sich sogleich: was haben

diese drei Juden untereinander gemeinsam? Kann man bei so verschiedenen und voneinander so entfernten Geistern das Volk des einzigen Gottes erkennen? André Spire hat sich dieselbe Frage stellen müssen. In dem Vorwort, das diesem ersten Bande vorausgeht, schreibt er: „Die drei Menschen, denen dies Buch gewidmet ist, ähneln sich kaum, und wenn sie sich gekannt hätten, ich glaube nicht, daß sie sich geliebt hätten." Dabei ist nichts Erstaunliches. Seit seiner Verstreuung hat Israel Eigenschaften und Fehler erworben, die es vorher nicht hatte. Im Austausch eines Gottes und eines Gesetzes haben die Völker ihm nach der Verfolgung ihre Kultur gegeben, die es mit der seinen zu vereinen suchte, mit der alten Kultur, die wie das Sonnenlicht aus dem Osten kommt und wie dieses unauslöschlich ist. Die Mischung hat manchmal sehr köstliche Früchte hervorgebracht, manchmal aber bittere, zu bittere: das hängt von den Individuen ab.

„Sie hätten sich nicht geliebt." Nein, dieser in Polen geborene und in England erzogene Jude, der die Sprache Shakespeares so gut wie irgendein Student von Oxford oder Cambridge beherrschte, der sein Leben damit verbrachte, die Sitten der Kinder des Ghetto zu studieren und für sie ein „Territorium" zu suchen, er hätte nicht jenen anderen Juden geliebt, der seine Traurigkeit in den Bierhäusern durchzugrübeln pflegte, wo die Studenten sangen, und der, nachdem er die aufregendste Theorie über die Sexualität der Geschlechter schrieb, freiwillig aus dem Leben geschieden ist, mit von einer Kugel durchbohrtem Herzen, weit entfernt von Gott, an den er nicht glaubte und weit von den Menschen, die er im Grunde haßte. Hätte er jenen anderen Juden geliebt, der Renan hat lächeln sehen, der den Gedanken der Propheten, die Offenbarungen der Wissenschaft, die Wunder der französischen Revolution verherrlicht hat und der am 19. Oktober 1894 gestorben ist, drei Tage vor der Verhaftung des Kapitäns Alfred Dreyfuß, als ob das Schicksal sanft und klar eine abscheuliche Enttäuschung des Denkers hat vermeiden wollen?

Israel Zangwill, Otto Weininger, James Darmstetter, drei Juden, drei Kulturen, drei Richtungen. Die eines Otto Weininger, „der sein Nest beschmutzt hat", zählt nicht für uns. Ideen, die zur Verabscheuung, zur Verneinung, zum Tode führen, haben niemals in Israel Wurzel fassen können. Zangwill und Darmstetter dagegen sind, jeder auf seine Weise, jeder zu seiner Zeit, jeder gemäß den Formen der empfangenen Kultur, Menschen gewesen, die für die Würde des Judentums, für das Glück Israels gekämpft haben.

„Sie hätten sich nicht geliebt." Spire aber liebt sie alle drei, weil Spire ein Dichter ist. Er liebt den Adel Zangwills, seinen stolzen Charakter, den Flug seiner Gedanken. Er liebt bei Darmstetter seine Liebe, seinen Idealismus, seinen Glauben an die Größe des Menschen, seinen Wunsch, die ewigen Dinge zu erreichen. Er liebt schließlich das tragische Geschick Weiningers, sein schnelles und wie ein Drama bewegtes Leben.

*

Der zweite Band enthält unter anderem eine Studie über den jungen und schon berühmten Armand Lunel, der in hübschen Werken merkwürdige Erinnerungen an die Juden der Provence wachgerufen hat; eine Studie über Marcel Proust, einen Halbjuden, „vielleicht den größten französischen Romanschriftsteller seit Balzac und Stendhal", rührende Erinnerungen über Maurice Barrès, der uns nicht liebte, der aber trotzdem in seinen „Geistigen Familien von Frankreich" von uns gesprochen hat, schließlich eine Studie über Henri Franck, die schönste von allen.

Dieser junge Mann hat ein seltsames Geschick. Er scheint nur auf die Erde gekommen zu sein, um ein kleines Meisterwerk „Der Tanz von der Arche" zu schreiben und davonzugehen. Spire hat ihm rührende Seiten gewidmet. Weil Spire zu diesem zu früh dahingegangenen Dichter geistige Beziehungen fühlt. Er hat ihn gekannt, er hat ihn geliebt, er hat sich mit ihm über Judentum, Frankreich, die Dichtkunst unterhalten können und über Themen, die ihnen gleich nahestanden. André Spire, der das Bürgertum nicht liebt, liebte diesen „jungen und edlen französischen Bürger", „dieses außergewöhnliche Wesen, über das sich am Tage seiner Geburt alle wohltätigen Mächte gebeugt haben, um ihm ihre schönsten Geschenke zu geben." Er liebte ihn zweifellos auch darum, weil sie sich in einer Zeit begegnet haben, in der der Antisemitismus wieder aufzuleben schien und weil Spire in diesem „Freudenfeuer", das bereit war, an jeder Ecke zu brennen, einen zukünftigen Verteidiger Israels erkannt hat.

Von dieser Studie, die jene von der Komtesse von Noailles über Henri Franck geschriebene ergänzt und erklärt, muß man vor allem behalten, daß der Autor des „Tanzes von der Arche" ein großer Dichter war. Er hat seinen jüdischen Geist in den Dienst der französischen Sprache gestellt: er war einer der Juden, die ihrem Volk, ihrem Land das unerschöpfliche Geschenk des Weihrauchs und der Myrrhe gemacht haben.

Bewahren wir diesem modernen Ariel, der im Alter von kaum 24 Jahren seine Feder dem Tode übergeben mußte, einen Platz in unserem Gedächtnis, zwischen denen, die wir schon ausgewählt haben.

Die Studien von André Spire sind vor allem Vorwände, um Ideen auszudrücken, um Kritik zu üben. Der Autor ist streng im Hinblick auf die französischen Juden. Er wirft ihnen vor, zu viel auf dem Altar des Götzen Assimilation geopfert zu haben. Ist in diesen Kritiken nicht etwas Parteinahme?

Verdient das französische Judentum, das soundso oft seinen glühenden Wunsch, nicht auf den Glauben Israels zu verzichten, bewiesen hat, alle die Vorwürfe, die der Dichter der „Versets", (Verse) in einem manchmal herben Tone, aber mit einer Aufrichtigkeit, die nicht weit von Bitterkeit entfernt ist, auf dasselbe häuft? Ich weiß nicht. Mögen andere, die auf diesem Gebiete maßgebender sind als ich, antworten. Ich möchte hier aber unterstreichen, daß André Spire zweifellos recht hat, Partei zu ergreifen, denn ohne Parteinahme ist Kritik unmöglich. „Die Kritik", sagte schon Baudelaire, „muß parteiisch, politisch, leidenschaftlich sein".

Leidenschaftlich ist sie und vielleicht mehr als es nötig ist, um die zu überzeugen, die überzeugt werden müssen.

*

Ein Bild — aus verständlicher Ursache! — fehlt in der Galerie der Juden und Halbjuden. Es ist das André Spires selbst. Wer wird es anfertigen? Welcher Spire wird über Spire das

schreiben, was nötig ist? Denn André Spire ist ein jüdischer Dichter, er denkt als Jude französische Verse. Er ist der Autor einiger Gedichte, die zu den schönsten unserer Zeit gehören. Es gibt in Frankreich und auch sonst eine jüdische und nichtjüdische Jugend, die ihm folgt, die ihn mit ihrer Begeisterung stützt. Man hat ihm manchmal, wenn man so sagen darf, das „Heidentum" seiner jüdischen Gedichte vorgeworfen. Was ich André Spire viel eher vorwerfen würde, ist, meines Wissens niemals etwas unternommen zu haben, um diesen Irrtum richtigzustellen.

Seine „alte Bibel" hat er oft aufgeschlagen und im Leben, das an manchen Tagen eine Wüste ist, hat er oft „die Stimme, die mitten aus einem brennenden Busch spricht", gesucht.

Aus der jüdischen Welt

Keren-Hajessod-Tournee Colonel Wedgwoods durch Deutschland und Rumänien

Berlin, 8. Oktober. (JTA.) Colonel Wedgwood, Mitglied des britischen Unterhauses und ehemaliger Minister, hat sich, wie schon in früheren Jahren, so auch in diesem Jahre dem Direktorium des Keren Hajessod zur Verfügung gestellt. Er wird im Laufe der Monate Oktober und November Deutschland und Rumänien besuchen und bei vielerlei Veranstaltungen zu Gunsten des Keren Hajessod sprechen. In Deutschland sind solche Veranstaltungen in Berlin, Hamburg, Nürnberg, München, Frankfurt a. M. und Breslau für die zweite Hälfte des Monates Oktober in Aussicht genommen. In Rumänien wird Colonel Wedgwood am 4. November an der Jahreskonferenz des Keren Hajessod für Altrumänien, sowie am gleichen Tage an einem Feste des Keren Kajemeth in Bukarest als Redner teilnehmen. Weitere Vorträge werden von ihm in Bukarest, Temesvar, Cluj, Kischinew, Jassy und Czernowitz gehalten werden. Colonel Wedgwood wird auch in Czernowitz an der Jahreskonferenz des Keren Hajessod für die Bukowina teilnehmen.

Antisemitischer Vandalismus in Krefeld

Berlin, 4. Oktober. (JTA.) Wie der Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens erfährt, wurden in der Nacht vom 1. zum 2. Oktober die neuen Fenster der Synagoge zu Krefeld, die wenige Tage zuvor eingesetzt worden waren, von Bubenhänden eingeworfen. Die Fenster selbst waren nach Entwürfen des Kölner Professors Herrn Thorn-Frikker angefertigt.

Pogromhetze der Hitlerleute in Wien

Wien, 4. Oktober. (JTA.) Die Wiener nationalsozialistische Arbeiterpartei hat Plakate angeschlagen, in denen zu einer Massenversammlung am heutigen Donnerstag eingeladen wird. Die Versammlung, hieß es in den Plakaten, werde stattfinden, obwohl die „Jüdische Presse" behaupte, für den 7. Oktober werde in der Leopoldstadt, die von Juden bewohnt wird, ein Pogrom vorbereitet. Die Staatsanwaltschaft hat die Entfernung der Plakate angeordnet und Anklage gegen die Leitung der Hitlerpartei wegen Aufreizung erhoben, da in keiner Wiener Zeitung von einem Pogrom in der Leopoldstadt die Rede war und diese Redewendung als eine indirekte Pogromhetze empfunden werden könne.

Hillel Zlatopolski 60 Jahre

Paris, 4. Oktober. (JTA.) In diesen Tagen beging Hillel Zlatopolski seinen 60. Geburtstag. Er gehörte noch den alten Chowewe Zion an und arbeitete mit Professor Mandelstamm an dem Ausbau der Zionistischen Organisation in Rußland. Er gehörte öfters dem zionistischen Aktions-Comitee an. Nach dem Kriege siedelte er sich in Paris an und setzte hier seine zionistische Tätigkeit fort. Er ist einer der Gründer des Keren-Hajessod. Vor dem Kriege war er einer der größten Zucker-Industriellen Südrußlands. Vor einiger Zeit wurde er wegen seiner Verdienste um die französische Industrie zum Kavalier der Ehrenlegion ernannt.

Die Palästina-Regierung lehnt die Festsetzung eines Minimallohns und eine 50prozentige Beschäftigung jüdischer Arbeiter beim Haifaer Hafenbau ab. — Erklärung Lukes an eine Arbeiter-Delegation

Jerusalem, 8. Oktober. (JTA.) Eine Abordnung der jüdischen Arbeiterschaft Palästinas sprach in diesen Tagen bei dem stellvertretenden Oberkommissar für Palästina, H. C. Luke, und dem Direktor für öffentliche Arbeiten vor und erhob dabei die Forderung nach Festsetzung eines Minimallohns und nach Beschäftigung von mindestens 50 Prozent jüdischen Arbeitern beim Hafenbau in Haifa.

Herr Luke erwiderte, daß bei den Hafenarbeiten ein Minimallohn nicht festgesetzt werden könne, die Regierung werde aber nicht dulden, daß die Arbeiter Opfer eines Ausbeutungssystems werden. Bei den Hafenarbeiten werden nur palästinische Arbeiter beschäftigt werden, fremde Arbeiter würden nur in ganz unumgänglichen Fällen herangezogen werden. Selbstverständlich werden die jüdischen Arbeiter in einem angemessenen Verhältnis an dem Hafenbau teilnehmen, jedoch könne er eine Basis von 50 Prozent nicht akzeptieren. Der Umfang der Beschäftigung jüdischer Arbeiter wird sich nach den bestehenden Verhältnissen richten müssen.

Der Direktor für öffentliche Arbeiten erwiderte, der Bau des Haifa-Hafens sei kein philantropisches Unternehmen. Sollten die Löhne der Hafenarbeiter eine Erhöhung erfahren, so müßte dies ja eine Erhöhung der Löhne bei allen anderen öffentlichen Arbeiten der Regierung zur Folge haben.

Jüdische Kolonisten von Arabern überfallen. — 18 Araber verhaftet

Jerusalem, 1. Oktober. (JTA.) Am 26. September wurden zwei jüdische Kolonisten der Kolonie Nachlath Jaacob beim Pflügen von Arabern, die in der Nachbarschaft der Kolonie wohnen, angegriffen und schwer mißhandelt. Der Zustand eines der Kolonisten namens Schapiro ist ernst. 18 Araber wurden im Zusammenhang mit diesem Zwischenfall verhaftet.

Feuilleton

Leiden eines Abgeordneten in Indien

Von Colonel Josiah C. Wedgwood[1]

Es gibt eine Grenze für das Maß von Predigten, die das Publikum über das tragische Thema „Indien" aushält, gerade wie es eine Grenze gibt für die Zahl ernster Ansprachen, die man vollbärtigen indischen Studenten halten und für die Zahl von Toasts, die man (bei dünnem Eis) in tropischer Atmosphäre halten kann. Wir haben diese Grenze erreicht. Schließlich aber hat ein Besuch in Indien für einen selbsternannten Gesandten auch seine lustigen Augenblicke, selbst wenn es seine delikate Aufgabe ist, die Leidenschaft des Rassenhasses zu mildern und beide Teile möglichst zu besänftigen. Von dieser Seite her kann man ebensogut wie von einer anderen ein Bild bekommen.

Der Arbeiterabgeordnete kommt in Bombay im Apollo-Bunder an und wird bekränzt. Ein paar Dutzend Kilo Blumen werden ihm der Reihe nach wie Lassos um den Hals geworfen, so daß sein neuer Tropenhelm in schwere Gefahr kommt und er sich schließlich mit all dem Schmuck wie ein Truthahn vorkommt. Er steigt in ein Auto und ganze Menschenmassen schwingen sich auf die Trittbretter, drücken ihm die Hand und rufen: „Wedgwood-ki-jai!" Ein angenehmes Gefühl der Befriedigung beschleicht ihn. Endlich anerkennt man ihn in seinem ganzen Werte, bis er findet, daß er die Ehre mit N. Schulze-ki-jai teilt. Es scheint hier viele große Männer zu geben.

Jede Versammlung, zu der man geht, ist größer als die vorhergehende; jeder Empfang stürmischer und hitziger. Jeder bemüht sich, dich von dem befleckenden Einfluß jedes andern freizuhalten. Du kommst mit einem Gouverneur zusammen und man hält ihn schon für einen Verräter. Du speist mit Mahatma und bist nicht mehr würdig, mit den treuen Söhnen Britanniens zu speisen. In Indien möchte man seine Gäste in Einzelhaft stecken, damit sie anständig bleiben.

Versammlungen und Prozessionen sind eine Unsitte von Indien. Das Leben ist gerade nicht aufregend; so hilft man sich. Und man hilft sich gründlich. Vorsichtig gerechnet, saßen in Pertabgahr 40 000 Menschen, einer auf dem anderen, um mich — nicht zu hören, sondern zu sehen, und kaum einer hatte wohl jemals vorher meinen Namen gehört. In Kalkutta verlor sich der Blick auf dem Meer von Köpfen und Knien am Horizont. Denn die Bengalis sind besonders intelligent.

Diese Versammlungen finden natürlich unter freiem Himmel statt. Das Podium oder die Kanzel steht im Mittelpunkt, am Ende eines Molos, auf dem man sie von der seitwärts gelegenen Halle erreicht. Etwa hundert Meter im Umkreis sitzt man und darüber hinaus steht man. Du drehst dich langsam im Kreis, während du moralische Maximen vorträgst und den Unterschied zwischen der britischen Arbeiterpartei und dem Standrecht im Pandschab erklärst. Ein intelligentes Publikum (Bengalis oder Studenten) versteht englisch so gut wie jede andere Sprache, die irgend jemand sprechen will. Andere Versammlungen müssen den richtigen Augenblick zum Hochrufen vom Claquechef erhaschen, der auf der Tribüne sitzt und oft statt seiner Hände eine Pfeife benutzt, um die Vorstellung zu leiten.

Der ausgezeichnete Arbeiterführer Miller von der Northwestern Railway-Gewerkschaft hat seine Leute in Lahore und Pindi so glänzend in der Hand, daß sie jeder Einzelheit meiner Ausführungen mit genau dem gleichen Verständnis zu folgen schienen wie meine teuren Wähler zu Hause. Es gibt drei solche Engländer, die Arbeitergewerkschaften in Indien führen. Sie sind die wahren Botschafter zwischen den Rassen, die die Solidarität der Arbeiterschaft trotz der Unterdrükkung durch die Regierung durchsetzen.

Eine Versammlung in Bombay, die unter dem blauen Licht der Fackeln geradezu gespenstisch schien, dauerte bis zwei Uhr morgens, und da es Khilafatisten waren, haben sie sicher zweifellos Dinge geredet, die kein Engländer, der etwas auf sich hält, hören darf. Vorher war ein großes, höfliches Festessen der „Gemäßigten", wo meine sorgsam abgewogene Rede von Engländern des Typus „Erschlagt den Nigger!", die sich vor dem Tor versammelt hatten, unterbrochen wurde. So geht es den Friedensstiftern!

Aber wenn die Versammlungen groß sind, sind die Umzüge noch größer. Früher gab es Elefanten und Pauken und Radschas in blitzenden Uniformen; jetzt haben sie nur den Herrn so und so und einen Arbeiterabgeordneten in einem fremden Auto. Man geht im langsamsten Tempo vier Stunden durch ein Menschengelée in vier Meter breiten Straßen. Man steht auf, verbeugt sich, grüßt und lächelt nach rechts und links, Kränze und Blumen fliegen herbei, bis der Wagen buchstäblich begraben ist. So bekommt man Material zu einer Blumenschlacht und kann die allgemeine Freude noch etwas vermehren. Auch Rosenwasser wird in reichlichem Maße gespritzt; irgendeiner in Lahore irrte sich in der Flasche und ich bekam irgend etwas Süßes, Klebriges darauf, ehe ich mich noch decken konnte.

Rings um die Reste des Wagens sind die tapferen Ordner, die mit geschlossenen Armen eine Kette bilden, um den Weg frei zu machen. Hinter ihnen kommt die Masse und dahinter hat jedes offene Ladenfenster eine reichliche Fülle von Zuschauern. Alle Fenster sind besetzt, und noch oben auf den Dächern ist dasselbe Meer von Zuschauern. Quer über die Straßen gibt es Fahnen und Aufschriften: „Denkt an Jellianwallah Dagh", „Tod oder Sklaverei". „Wir müssen Homerule haben", und die ganze Zeit über ertönen schrille Rufe: „Hindu-mus-salman-ki-jai, Mahatmah Chandi-ki-jai" und die ganze Reihe der Führer entlang immer mit „ki-jai", bis zum Schluß eine andere Note hineinkommt: „Bandi Mataram".

Ich hatte den Eindruck, daß zwei Millionen nach Peschawar kamen, drei Millionen nach Rawal Pindi und vier nach Lahore. In Guzramwala, wo Flugzeuge Bomben geworfen haben, wäre auch ich fast vor Hitze und Staub gestorben, und ich verschwor für ewig die Unbequemlichkeiten des Ruhmes. Und die ganze Zeit über hörte ich kein Wort des brutalen Fremdenhasses — sah nur Millionen freundlich lächelnder Gesichter. Keinem Volk in der ganzen Welt konnte man mit Freund-

[1] Aus der interessanten Selbstbiographie des bekannten britischen Kolonial-Politikers, der, wie an anderer Stelle mitgeteilt, in den nächsten Tagen nach Deutschland kommt, wo er einige Vorträge über das neue Leben in Palästina halten wird.

lichkeit und Sympathie so leicht Hilfe und Führung schaffen. Die Scheidewand der Hautfarbe ist nicht so sehr ihr wie unser Unglück.

Aber Indien ist zu tragisch, als daß der politische Globetrotter hier reine Freude finden könnte. Birma und Ceylon sind erst der wahre Genuß. Das Bodenproblem in Mandalay ist eine großartige Sache, doch war ich wohl der erste Schüler von Henry George, der über die Frage vor gelb gekleideten Ponghis sprach, stehend zwischen vier Mädchen in Kettenpanzern aus dem vierzehnten Jahrhundert. Meine Rede war so wirksam, daß ich nach drei Tagen aus Birma mit fünf Paar Pantoffeln, vierzehn Sonnenschirmen, siebenundzwanzig Lackkästchen und etwa drei Tonnen Orangen abreiste. Gastfreundschaft ist kein Ausdruck. Zu jeder Nachtstunde kamen die Schulkinder an die Bahnstationen, um mir etwas vorzusingen und mir ihre Waren zu überreichen. Ich habe keine Idee, was der Dolmetsch sagte, daß ich gesagt hätte. Aber es war jedenfalls so, daß sie mir Pantoffeln überreichten. Birma ist zweifellos das richtige Land für einen Arbeiterabgeordneten, der einen Laden mit Galanteriewaren eröffnen möchte.

Ceylon ist wieder besser für den Sportsmann. Ich kann im allgemeinen mit einer Schrotflinte kein Scheunentor treffen und die Wildenten blieben gemütlich sitzen und schnatterten mich an. Aber auch das hatte sein Gutes, denn die Singalesen sind Buddhisten und haben die Überzeugung, daß man Schrotflinten höchstens für Scheunentore verwenden dürfe. Auch sie hatten ein Alkoholproblem, eine Wohnungsfrage, eine Arbeiterfrage und eine Bodenfrage, durchaus auf der Höhe der Zeit, also ein reines Paradies für den Politiker. Sie hatten sechs einander bekämpfende Zeitungen, von denen täglich jede ein Interview wollte. Ich löste all diese Probleme in zahllosen Reden und der Pressewahnsinn jagte mich heim von Colombo quer über den Ozean. Aber ach, nie wieder werde ich hinter einundzwanzig Elefanten und vierzig Negertanzmädchen in Kegalli einziehen, denn ich vergaß gerade das eine kleine Problem zu lösen, auf das es ankam. Ja, ich machte es schlimm und kam nie nach Jaffina und Sir Ponandulam Arunachalam wird es mir nie vergeben und die Singalesen und Tamilen haben seither nicht aufgehört zu streiten. Blut, Glauben und „Gesellschaft“ schlagen noch immer den Arbeiterabgeordneten. Die Demokratie wird siegen — aber wann?

Gemeinden-u. Vereins-Echo

Bar-Kochba München. Am Mittwoch, dem 31. Oktober, findet die diesjährige ordentliche Generalversammlung statt. Tagesordnung und Lokal wird noch bekanntgegeben. Wir machen heute schon darauf aufmerksam, daß unsere aktiven und passiven Mitglieder den Abend für diese wichtige Versammlung unbedingt freihalten müssen.
Die Vorstandschaft.

Bar-Kochba München. Der Hallenbetrieb ist in vollem Umfang wieder aufgenommen. Bewährte Kräfte leiten die Turnstunden. Leider vermissen wir aber noch eine ganze Anzahl von unseren Aktiven. Die bis jetzt geleistete Arbeit darf nicht durch lockere Disziplin gefährdet, die bis jetzt erzielten Erfolge müssen weiter ausgebaut werden. An alle unsere Aktiven richten wir daher die Bitte, sich unbedingt an den Trainingstagen einzufinden und es muß jetzt mehr denn je Ehrenpflicht aller unserer Mitglieder sein, alle Bekannten, welche noch nicht in unseren Reihen stehen, aufzufordern, sich unserem Verein anzuschließen. Unser Turnlokal ist nach wie vor die Halle in der Luisenschule, Luisenstraße; die Turnzeiten sind:

Montag abends ½6—½8 Uhr Mädchenabteilung; abends ½8—9 Uhr Damenabteilung.

Dienstag abends 6—½8 Uhr Knabenabteilung; abends ½8—9 Uhr Herrenabteilung.

Donnerstag abends ½8—½9 Uhr Waldlauf der Sportabteilung, Umkleideraum Gasthaus „Paschquelle“, Roecklplatz (Linie 30).

Sonntag vormittag ab 10 Uhr Sport und Spiel sämtlicher Abteilungen am Säbener Platz. (Linie 25, Haltestelle Grünwalder-Kurzstraße.)
Die Vorstandschaft.

Bar-Kochba Handballabteilung. Unsere Spieler sind verpflichtet, sowohl dem Hallentraining am Dienstag, als auch dem Waldlauf jeweils am Don-

nerstag beizuwohnen. Keiner darf sich der Sportpflicht auch nur teilweise entziehen. Unsere 1. Mannschaft trägt kommenden Sonntag (morgen) am Säbener Platz das fällige Verbandsspiel gegen D. S. V. 2 in folgender Aufstellung aus:

Kornhauser
Orljansky Felsen
Fleischer Schneuer Renka
Eisemann Schuster Gröbel Spielmann Kalter

Treffpunkt vormittags 10 Uhr Säbener Platz.

Vorher um 9 Uhr spielt die 2. Mannschaft gegen A. S. V. mit Nußbaum, Friedländer, Zimbler, Penzias, Kornhauser 3, Schapira, Gelbart, Unger, Altmann, Saposchnik, Gidalewitsch. Treffpunkt: ½9 Uhr Säbener Platz. Beide Mannschaften tragen blaue Hosen und weißen Trikot. Die Leitung.

Jüdisches Kammerorchester München. Als dritten Hausmusikabend veranstaltet das Jüdische Kammerorchester am Mittwoch, dem 24. Oktober 1928, abends 8.15 Uhr, in den Räumen des Frauenklubs, Finkenstraße 2/I, einen Sonderabend „Franz Schubert". Mitwirkende: Dr. B. Flehinger (Cello), Fritz Friedmann (Klavier), Franz Kleinbauer (Klavier), Hermann Salinger (Violine).

Der Abend beansprucht besonderes Interesse insofern, als hauptsächlich unbekannte Werke des Meisters zur Aufführung gelangen.

Zur Deckung der Unkosten, für Programm und Garderobe RM. 1.—, Jugendliche RM. 0.50.

Die Leitung.

Gesamtausschuß der Ostjuden: Dr. Ettinger und Frau danken Herrn und Frau Horn für erwiesene Liebenswürdigkeit RM. 1.—.

KEREN KAJEMETH LEJISRAEL

Jüdischer Nationalfonds

Postscheck-Konto München 10442 Nürnberg 24565



Fernsprecher München 297449 Nürnberg 9226

Zentrale für Deutschland Berlin W 15

Meinekestraße Nr. 10

Münchener Spendenausweis Nr. 1 vom 2. bis 9. Oktober 1928

Rosch-Haschonoh-Aktion: Gesammelt durch Herrn Walter Koschland: Dr. A. Friediger RM. 5.—; J. Kraemer 5.—; Josef Rosenbaim 5.—; S. Seligmann 2.— = RM. 17.—.

Büchsen: Gesammelt durch Max Feder: Max Eisenstädter RM. 18.—; Justizrat Dr. Emil Fränkel 13.03; M. Philipsohn 7.50; Gottfried Hirsch 7.45; F. Schaal 6.38; Justizrat Dr. Straus 5.59; Ludwig Haas 5.45; S. Silber 5.—; Dr. G. Böhm 5.—; A. Bensinger 5.—; Gustav Sachs 4.89; S. Penzak 4.50; J. Schwager 4.20; L. Levite 3.80; Dr. Robert Beer 3.22; Restaurant Schwarz 3.01; Frau Oberin M. Feuchtwang 3.—; B. Zinn 3.—; Frau F. Silbermann 3.—; J. Rabinowicz 2.81; M. Eisen 2.63; M. Pistiner 2.54; J. Blauzwirn 2.50; Frl. Rosl Feuchtwanger 2.04; J. Soffer 2.—; Restaurant Weiß 1.41; S. Silbermann 1.08 = RM. 128.03.

Summe RM. 145.03.

Ausweis des Nürnberger Büros vom 5. Okt. 1928

Rosch-Haschonoh-Spenden: Durch Lilo Katzenberger (Leo Katzenberger RM. 10.—, Max und David Katzenberger je RM. 5.—); Dr. Strauß-Reich RM. 10.—.

Imi-Tasche: Alexander Bochner (Fürth) RM. 1.88.

Spendenbuch: Durch Rosi Birnbaum: Stefan Lehmann und Frau anläßlich Geburt ihrer Tochter RM. 10.—.

Bäume: Für Dr.-Hermann-Liebstädter-Garten: Bernhard Freimann und Frau gratulieren Herrn Dr. Rud. Liebstädter und Frau zur Geburt ihrer Tochter, 1 Baum = RM. 6.—. Summe RM. 47.88.

Seit 1. Oktober 1928 aufgebracht RM. 47.88.

Würzburger Ausweis vom 5. Oktober 1928

Rosch-Haschonoh-Spenden gesammelt durch Franz Brüll und Ida Fließ: J. Sonnenberg, Ferd. Blumm, N. N., je RM. 10.—; Rechtsanwalt Stern, R. Stiefel, Gebr. Siegel, Dr. Hannover, Pfeuffer, N. N., Louis Stern, Heimann, je RM. 5.—; Lewkowitz RM. 2.—. Ida Fließ: Imi RM. 1.12. Zusammen RM. 73.12.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Ignaz Emrich, Diplomvolkswirt, München; für den Anzeigenteil: H. W. Stöhr, München.
Druck und Verlag: B. Heller, Buchdruckerei, Herzog-Max-Straße 4, München.